

sächlich in Frankreich geschehenen Arbeitsleistung darbietet, und zwar in einer Form, die einerseits knapp genug ist, um beim Anfangsstudium nicht zu verwirren, andererseits so allseitig, daß der Leser mit jeder wichtigen Frage genau bekannt gemacht wird.

M.-Laach.

P. Gregor Bückeler O. S. B.

„Katechismus des Choralgesanges“

von P. Suitbert Birkle, O. S. B. — Graz »Styria« 1903, X und 171 S. 89.
K 2 = M 1.80.

Die Broschüre verfolgt einen durchaus praktischen Zweck und ist bestimmt, dem Schüler in die Hand gegeben zu werden. Die Methode des Verfassers ist in manchen Punkten von der bisherigen abweichend und wir glauben, nicht zum Schaden.

Auf Einzelheiten näher einzugehn, verbietet der Charakter dieser Zeitschrift, da die Ausführungen nicht verständlich wären ohne Notenbeispiele. Aber eine prinzipielle Frage scheint uns heute von besonderer Wichtigkeit. Heute, wo die gregor. Melodien in ursprünglicher Reinheit wieder dem Sänger in die Hand gegeben werden, wo auch die Erforschung der rhythmischen Gesetze des Choralis ihrem glücklichen Abschlusse nahe ist und man bereits beginnt mit künstlerisch-technischer Vorbildung an die Ausführung des Choralis heranzutreten, da erscheint es uns als eine unabweisliche Notwendigkeit, sich klar zu sein über die Prinzipien, von denen die Ausübung dieser in erster Linie liturgischen Kunst getragen sein muß.

Es wird jedem in Birkles Büchlein der große Unterschied in der Ausdehnung aufgefallen sein zwischen »Elementarlehre« und »Formenlehre«. Auf letztere legt Birkle das Hauptgewicht. Und warum? — Er glaubt, »dem Chorale keinen bessern Dienst erweisen zu können, als wenn er ihn auf die Basis der allgemeinen Kunstgesetze und der musikalischen Gesetze insbesondere stellt. Durch den Nachweis von der Existenz der obersten Gesetze der Schönheit und Kunst in den greg. Melodien treten dieselben in Gleichberechtigung mit andern Kunstprodukten. Die Erkenntnis dieser Würde weckt Begeisterung und Verehrung, zwei Dinge, die zu einem würdevollen und kunstgerechten Vortrage unerläßlich notwendig sind.« Aber nicht allein »Begeisterung« für den Choral und »Verehrung« für ein mit andern auf gleicher Stufe stehendes Kunstprodukt bezweckt der Verfasser durch seine »eigentümliche Behandlung des Stoffes«, sondern diese soll »den innern Gehalt der Melodien enthüllen«, sie soll den Sänger befähigen, »das Leben, die Seele der Melodie zu erkennen und diese im Vortrag herausfühlen zu lassen.« Und auf die Frage: »Was verleiht der Choralmelodie und überhaupt jedem Musikstücke seine Seele, sein Leben, seinen ganz eigentümlichen Charakter? — gibt er die Antwort: »Es ist die Form des einzelnen Stückes, die Art der Zusammensetzung der einzelnen Teile.« Die Aufgabe der Formenlehre, damit für den Verfasser die letzte Aufgabe des Choralgesangunterrichtes, ist es demnach »die kleinen und kleinsten Teile einer Choralmelodie« den Sänger erfassen zu lehren und dann »die Gesetze nachzuweisen, nach denen dieselben verbunden sind.«

Nun versteht es sich ja von selbst, daß ein Kunstwerk, auch jede Melodie, welche auf Kunstwert Anspruch macht, ohne eine künstlerische Form nicht denkbar ist. Ebenso wenig ist ohne Erkenntnis und Wiedergabe der künstlerischen Form ein entsprechender Vortrag möglich und wir sind dem Verfasser für seine Arbeit — wir bitten das nicht zu übersehn — dankbar, denn in dieser Ausdehnung und mit diesem pädagogischen Geschicke hat keiner seiner Vorgänger dieses wichtige Kapitel praktisch behandelt, aber — wenn der Verfasser die äußere Form gerade die »Seele«, das »Leben und Ausdruck bringende« nennt, m. a. W., wenn er außer der Form nicht noch etwas anderes im Musikstücke findet, das zwar zu fein und geistig ist, um sich definieren und in Worte fassen

zu lassen (Analogien sind die einzig mögliche Weise es auszusprechen), das aber gerade den Vollinhalt des Stückes ausmacht; wenn der Verfasser dem Sänger nicht eine weit höhere Aufgabe stellt, als »die einzelnen Motive zum Ausdruck zu bringen durch richtige Behandlung der Akzente, der Pause, und der Notendauer,« und wenn er ihm sagt, daß damit schon »sein Gesang vollkommen sei, er den Zuhörer erfreuen und ihm das hl. Wort ins Herz hineinsenken werde,« so können wir ihm darin nicht beistimmen.

Clementis Sonaten weisen eine tadellose Form auf, aber sie gleiten glatt und eindruckslos am Zuhörer ab; dagegen wenn Meister Beethoven auch manchmal mit der souveränen Oberherrlichkeit des Genies die Form in die Ecke wirft, um seinem Geiste den Raum zur Entfaltung zu schaffen, da schaut alles zusammen und fühlt die Macht der Kunst. Und wenn bei Adelina Pattis wundervollen Trillern und Läufen alles starr dasaß vor Verwunderung über eine Kehlfertigkeit, die beinahe an Hexerei grenzte, so dachte doch jeder, der sie einst gehört hatte: »Jenni Lind und ein Kinderliedchen von Taubert! Ich gäbe das ganze Brillantfeuerwerk dafür hin.« — Die Form ist nicht das höchste in der Kunst.

Aber wir wollen dem Verfasser nicht unrecht tun. Der Pädagoge in ihm hat den Musiker nicht ganz verdrängt. Dies zeigt sich in der Inkonsequenz bei Erklärung seines dritten Gesetzes. Dasselbe lautet: »Die einzelnen Teile der (soll wohl heißen »oder«) Motive müssen proportioniert sein,« d. h. »es muß ein schönes Ebenmaß bestehen, nicht so sehr zwischen den einzelnen Gliedern der Melodie, sondern vielmehr zwischen Text und Melodie, oder eigentlich zwischen Gedanken, Text und Melodie. . . . M. a. W., die Melodie muß aus dem Texte herauswachsen und dieser ganz von dem Gedanken getragen werden.« Konsequenter mit seinem bisherigen Verfahren ist das nicht, und im Folgenden weist der Verfasser dann auch nur das eine nach, daß die einzelnen Glieder der Melodie unter sich und die Melodie der Gliederung des Textes proportioniert ist; aber das dritte, die Proportion der Melodie zum Gedanken des Textes, kommt, trotz wiederholter Ankündigung, nur nebenbei, hie und da zum Ausdruck.

Was verlangen wir also vom Verfasser? Eine Änderung seiner Methode? — Durchaus nicht; im Gegenteile, möge er sie bei einer zweiten Auflage vervollkommenet und weiter ausgestaltet zum Nutzen der Choral Sänger wiederbringen. Was wir wünschen, das ist, der Verfasser möge einen rhythmisch richtigen Vortrag nicht schon als vollkommen bezeichnen, sondern nachdrücklich darauf hinweisen, daß nach dem Studium seines Werkes noch etwas anderes unerläßlich ist, nämlich ein liebevolles Sich-Vertiefen in die Melodien und vor allem ein gläubig-frommes Durchdenken und Durchbetrachten des Textes in sich sowohl als auch in seiner Stellung im Ganzen der Liturgie eines Tages, damit der Sänger imstande sei, die Empfindungen und Gedanken, die den Komponisten zur Komposition begeisterten, nachzufühlen und nachkomponierend zum Ausdruck zu bringen.

Die allgemeinen Prinzipien darüber sind wir ja so glücklich, in dem Büchlein des alten Sangesmeisters von Beuron, des jetzigen hochwürdigsten Herrn Abtes Dr. Benedikt Sauter von Emaus zu besitzen; ich meine »der liturgische Choral« (Freiburg 1903). Diese wertvolle Schrift hat den einen großen Fehler, daß sie nicht die Einleitung zu einem größeren Werke ist, das sich mit den Offizien und Melodien im einzelnen befaßt. — Es fehlt auch nicht an Versuchen zu einer ästhetisch-liturgischen Würdigung der Chormelodien. Die Rassegna Gregoriana erfreute uns öfter mit solchen Essays aus der Feder D. L. Janssens', die ein ebenso zartfühlendes Eingehn auf die Feinheiten der Melodie, als tiefes Verständnis der in ihr kristallisierten Ideen des Textes aufwiesen. Wir müssen es der Zukunft überlassen, ob sich jemand finden wird, der diese Ansätze fortentwickelt zu einem herrlichen Baume.

Inzwischen ist schon viel geschehn, wenn der Choral richtig gesungen wird, ein Ziel, das man nach gewissenhaftem Studium von Birkles Chorschule nicht verfehlen kann. Und der hl. Geist, der diese Melodien den Komponisten ins Herz senkte, wird jeden, der im rechten Geiste der Demut und Ehrfurcht

nichts anderes sucht, als einfältig und schlicht diese altherwürdigen Weisen wiederzugeben, auch etwas von dem himmlischen Sinne kosten lassen, der darin liegt; das tiefer liegende, die »Seele« wird sich dann von selber im Klange seiner von innerer Ergriffenheit zeugenden Stimme offenbaren.

P. Gregorius Bückeler, O. S. B.

Antoniolli, Agost. O. S. B., S. Benedetto e l'umano consorzio.

Modena, Tip. Pontif. ed Ariv. dell' Imm. Concez. 1903. 8°. 454 S.

Dieses Buch, in 31 Kapitel abgeteilt, will eine »vita popolare« (S. 409) des hl. Benedikt sein. P. Antoniolli will aber nicht bloß dem Volke das Leben des Patriarchen der Mönche des Abendlandes erzählen und in ihm die Hochachtung dieses großen Heiligen der Kirche befestigen, sondern er will dadurch, daß er dieses für seine Zeit verdienstvolle Leben dem italienischen Volke wieder vor die Augen stellte, einen eminent praktischen Zweck erreichen. Er sagt, S. 444: »Ci piacciono le gesta, gli esempi, la regola di San Benedetto; come essi furon bastanti per riformare la corrotta società di quei tempi, così valgono ora a risolvere l'odierna questione sociale, a rinfocolare le menti ed i cuori di tutti perche si amino come veri fratelli, liberi della libertà di Cristo, figli di un unico padre che è nei cieli!« Der hl. Benedikt, meint sein begeisterter Schüler von Monte Cassino, soll wieder erstehen in der Seele des italienischen Volkes, soll die brennendste Frage unserer Zeit, die soziale Frage mit allem, was damit zusammenhängt, die Frage der Gesellschaftung des Volkes, die Brotfrage u. s. w. lösen helfen. Er, St. Benedikt, ist der geeignetste Bundesgenosse der »democrazia cristiana«! Wie stellt sich das nun P. Antoniolli vor, der aus voller Überzeugung und mit großer Wärme, die aus seiner Liebe zum hl. Ordensstifter und seiner Teilnahme für sein Volk strömt, in dem angekündigten Buche spricht? Man erlicke einfach wieder auf italienischem Boden die alten, leider unterdrückten Abteien, in denen der große Geist St. Benedikts fortlebt!

Wird die moderne Zeit das ihr von P. Antoniolli in seinem Buche dargebotene Heilmittel für ihre Schäden annehmen, ein Heilmittel, das im 6. Jahrh. erdacht wurde, anerkennen die Befähigung der Regel St. Benedikts zu sozialer Reform für unsere Zeit? Einst hat die Gesellschaft ja gesagt; ihre Vertreter, die Fürsten, haben inmitten des Volkes Abteien gestiftet. Eines ist sicher, in religiöser Beziehung und auch zu moralischer Edukation haben Abteien des Benediktiner-Ordens auch in unserer Zeit, Existenzberechtigung.

Die Gesellschaftsfrage soll nach P. Antoniolli St. Benedikt lösen durch Harmonisierung der verschiedenen Klassen der heutigen Gesellschaft: »In questo modo egli sciolse la questione sociale del suo secolo, e divenne antesignano die quella democrazia, che non volendo la distruzione delle classi, tutte le armonizza insieme per ottenere l'eterna felicità« (S. 244). Das Prinzip der Vergesellschaftung im Kloster ist in der Regel des hl. Benedikt das persönliche Verdienst und der Wille des Abtes, während in der modernen Gesellschaft vielfach das dort ausgeschlossene konträre Prinzip zur Geltung kommt. Wie will also da die Regel »harmonisieren«?

P. Antoniolli übersieht zuweilen in seinem Eifer für die Ehre seines Ordens die Regel der Logik: »Qui nimis probat, nihil probat.« So, wenn er aus der Predigt des jungen Benedikt in der Höhle zu Subiaco schließt: »Et ora mi si dica che la vita apostolica non è punto confacente al monaco Benedettino, quasi che egli esclusivamente debba occuparsi di preghiera e di lavoro« (S. 98). Die Befähigung der Benediktinermönche zur Seelsorge hätte P. Antoniolli besser im Kap. 20. nachgewiesen, wo er S. 284 sagt: »E siccome quelle popolazioni (welche nämlich S. Benedikt in der Gegend des Monte Cassino bekehrt hatte) avevan bisogno della continua assistenza sacerdotale ed i sacerdoti mancavano, così San Benedetto supplì a questa lacuna coi suoi monaci, istituendo in mezzo a quei centri di popolazioni delle parrocchie...«